Bazar.

Papier
5 Pfg.,
billiger.

Bazar.

karte
chen Staaten,
Buchhandlung des Krieges
ka.
Buchhandlung von
Gummersbach.

ik und
Geschäft
Meyer,
Rhs.,
Herzogstrasse 3.

plette
immer
Musterhafter Aus-
lieferte Aussteuern.
rossor Auswahl.

Dr. Luyken.

IV. Als Getränke eignet sich als gesündester Gallersetzender Wurzelbitterer Wachholder Maidrank Moselwein Rüdesheimer usw. (und Bitterwasser. Red.)

V. Suppen gehen übern Kasse und lassen deshalb Libigs-Fleischextrakt nicht ins alte Eisen werfen oder denke wohl gar das wie immer bisher Kiel Flensburg Neustadt Lübeck Stettin muß die Fische auf feld als Dünger fahren, ob das ein Binnenländer solges noch fort und fort zugiebt. Wachet auf und holet ganze Züge es kommen auch viele von Schweden herüber gebe sich blos sich jemand die Mühe.

VI. Warum läßt sich der Deutsche das länger gefallen Amerikanisches Fleisch nicht Einzuführen blos, daß der Eingewandete es ins Wasser oder auf den Düngerhaufen wirft. Ein Amerikabereister.

VII. Warum räuchert nicht der Amerikaner die Fische, denn mit massen giebts dieselben und bedeutent größer als noch unsere.

VIII. Ferner bitten wir die Umgegend auf Weidenanpflanzung aufmerksam zu machen, sowie auch auf Bewässerung und Drainerung der Wiesen als auch säen von grünen Erbsen (Schweinebohn) Wicken mehr Sorten gemischten Klee, sodann sehr viel Kalk — Tomasmehl, Salpeter Knochenmehl aufstreuen. Die Saat von Korn und Hafer Weizen öfters wechseln.

IX. Ferner möchten viele Brücken über der Rhein — Mosel — Elbe — Weser — Oder. Die könnten schnell dadurch hergestellt werden Eiserne Tonnen 2 m über den Wasserspiegel rachent eiserne Stämme eingerammt wenn das Wasser heraus geplumpt ist und mittels Zementmasse ausgegossen.

X. Dann in Sachsen möchten Militär Personen mehr gaachtet werden das keine Abentate wie bereits Vorgekommen sind ausenbleiben möchten.

XI. Wende Pflüge und Scharbemaschienen von Sachsen sind nicht zu verachten, sowie Görlitzer Jaugenpflumpen. R. K.

(Hoffentlich hat der Einsender damit sein landwirtschaftliches und soziales Programm erschöpft Red.)

*

(Der erdrosselte „Bär.") Im Stadtwalde zu Loetzen in Ostpreußen waren mehrere Arbeiter, darunter auch der 21 Jahre alte Maurer, mit Holzfällen beschäftigt, wobei der Schnapsflasche reichlich zugesprochen wurde. Sie gerieten bald in animierte Stimmung, in welcher sie zunächst gemeinschaftlich ein „Indianertanz" aufführten. Hierauf wollte der Maurer seine Künste als „Bär" zum Besten geben. Er entledigte sich seines Pelzrockes, kehrte die Innenseite nach außen und zog ihn so über Kopf und Hals. Dann ließ er sich von einem zum „Bärenführer" bestimmten Arbeiter über den Pelzrock um den Hals einen Strick mehrmals umlegen, an den er unter lautem Hallo der anderen auf dem Arbeitsplatze hin und hergezerrt wurde. Durch das kräftige Ziehen wurde die um den Hals gelegte Schlinge fest zugezogen und der Maurer erdrosselt. Als die Arbeitsgenossen ihn plötzlich zu Boden sinken sahen, eilten sie zwar sofort hinzu und befreiten den regungslos Daliegenden von der gefährlichen Schlinge. Doch waren alle Bemühungen, den Maurer wieder zum Bewußtsein zu bringen, vergeblich; er hauchte bald seinen Geist aus. Die sofort in Kenntnis gesetzte Staatsanwaltschaft zu Lyck ließ durch Sektion der Leiche feststellen, daß der Tod infolge von Strangulation erfolgt war.

*

(Aus dem Geschäftsleben.) Ein Geschäftsreisender ist von seiner Frau mit Drillingen beschenkt worden, als er gerade im Begriffe steht, sich auf die Tour zu begeben. Infolgedessen fühlt sich sein Chef verpflichtet, für dieses Mal sein eigener Reisender zu sein. Er betritt das Haus des ersten Kunden. „Nanu, Sie reisen jetzt?" empfängt ihn dieser. — „Ja, was soll ich machen? Mein Reisender ist plötzlich Vater von Drillingen geworden!" — „Ach Gott, der arme Kerl! Er hat doch schon so eine Menge Kinder," äußert der Kunde bedauernd. — Der Chef besucht den zweiten Kunden. „Was ist denn los? Sie reisen jetzt persönlich?" ruft man ihm entgegen, und auf seine Erklärung erfolgt prompt die mitleidige Antwort: „Nein, thui mir der arme Mensch leid, bei seinem geringen Gehalt, und dazu gleich drei!" — Der Chef kommt zum dritten Kunden: „Wo kommen Sie denn her? Ist denn Ihr Reisender weg?" — „Nein, aber bei meinem Reisenden sind Drillinge angekommen." — „Was sagen Sie?! Drillinge? Sie! Das ist ja großartig! Nein, freut mich das! Das geschieht dem Kerl recht!" „Aber erlauben Sie mal, warum freut Sie denn das so ungemein? Sie sind wirklich der erste, den der Mensch nicht leid thut!" — „Nee, wissen Sie," grinste der Kunde, „das gönne ich dem Kerl! Jetzt sieht er doch wenigstens einmal, was das heißt, wenn man ein Stück bestellt und dreie kommen an!!"

*

(Geschmackiachen.) Der Chinese schätzt nichts höher als eine Schüssel, die aus ganz jungen, noch blinden Mäusen besteht. Bei einem Gastmahle werden diese jedem Gaste lebendig vorgesetzt. Nun taucht man die zappelnden, winzigen Tierchen in Honig und läßt sie dann langsam durch die Kehle gleiten. Als der jetzige Kaiser seine Hochzeit feierte, wurden bei den Festmahlen, die er veranstaltete, nicht weniger als 50,000 solcher junger Mäuse verzehrt. Der ganze Osten schwärmt für die Puppen der Seidenraupe. Die Gastrosophen jener Völker behaupten, daß sie den Geschmack der süßen Mandel haben, die Spinnen denjenigen der Haselnuß. Um die Puppen zu verzehren, befreit man sie zuerst von der Seide, entfernt dann die Hülle und behält nur eine winzige gelbe Masse zurück. Diese wird ausgepreßt, in Butter gebraten, mit Hühnerbrühe gewürzt, in dieser einige Minuten gedünstet und dann auf den Tisch gebracht. Es ist ein Leckerbissen, an dem nicht nur der Wohlgeschmack, sondern auch der wunderlieblichste Duft geradezu in Hymnen gerühmt wird. Die Römerinnen des entnervten Cäsarengezalters aßen den Holzbohrwurm, die sogenannte Totenuhr" — übrigens eine Kost, die auch heute noch in den Harems der Moslems von den dort weilenden Feinschmeckerinnen sehr geschätzt wird. Aber selbst ein Land, das mit der Kultur, wenn auch durch schwache Fäden, zusammenhängt, Brasilien, kennt Leckerbissen, die einem anderen gesitteten Volke ganz bestimmt nicht zusagen würden. Das Nationalkochbuch Brasiliens zählt sieben Gerichte, zu denen der angebliche Vetter des Menschengeschlechtes herhalten muß. Es heißt dort: „Man nimmt einen Affen, schneidet den Kopf ab und richtet ihn zu: 1. am Spieß gebickt, 2. im Ofen gebraten, 3. gedünstet mit Gurken, 4. geschmort mit indischen Feigen, 5. gekocht mit Kürbis, 6. gekocht mit Bananen, 7. gebraten mit Salat von süßen Kartoffeln."

Humoristisches.

(Das rechte Mittel.) Arzt: „Sie trinken doch den Thee nicht etwa zu stark?" — Patient: „O nein — ich pflege ihn mit Rum zu verdünnen."

(Kynologie.) Frau (zu ihrem Manne): „Karl, Karl, du bist doch wirklich schon ganz auf den Hund gekommen, jeden Abend kommst du mit einem Spitz nach Hause, und wenn ich dir Vorwürfe darüber mache, dann stehst du da wie ein begossener Pudel."

(Kleines Mißverständnis.) Frau (zur weinenden Köchin): „Sagen Sie, Nanni, wo liegt denn eigentlich die Ursache Ihres Grams?" — Nanni: „Bei der 14. Kompagnie!"

— Papa: „Warte nur, Fritz, sobald ich hier fertig bin, werde ich dich für deine Ungezogenheiten durchklopfen." — Fritz: „Uebereile dich nicht, Papa, ich kann schon warten."

(Zu jung.) A.: „Ich möchte Ihrem Sohne gerne meine Tochter zu Frau geben. Das Mädel kriegt so viele Tausende von mir als Mitgift, als sie Jahre zählt." — B.: „Nun, wie alt ist Ihre Tochter?" — A.: „Fünfundzwanzig Jahre!" — B.: „Bah, die ist für meinen Sohn viel zu jung!"

(Liebenswürdige Zurechtweisung.) Nachtwächter (zu den vom Kommers heimkehrenden Studenten): „Rechts, meine Herren, rechts! Links ist der Rinnstein bereits belegt!"

(Gegen die Regel.) Der Herr Professor wohnt in einem oberen Stockwerk und geht beim Nachhausekommen regelmäßig einen Stock zu wenig, oder zu viel, die Nachbarparteien sind schon gewöhnt, seine Frage zu hören: „Ich bitte, wohne ich hier?" Eines Tages passierte es ihm nun wirklich, aber unbewußt, an seiner eigenen Wohnungsthüre zu läuten. Das Dienstmädchen öffnet, der Professor stellt die gewohnte Frage und das Mädchen ruft, die Hände zusammenschlagend: „Ulijeh! Heut' is der Herr Professor so zerstreut, daß er richtig gegangen ist!"

(Vom Kasernenhof.) Feldwebel: „Na, Meier, wenn die Dummheit prämiiert würde, Sie könnten sich vor Medaillen nicht retten!"

Nr. 12. 1900.

Der Erzähler.

Beilage zur „Gummersbacher Zeitung."

Gummersbach, Druck und Verlag von Friedrich Luyken, verantwortlicher Redakteur: Carl Luyken.

Aus heiterem Himmel.

Novelle von K. Hagnauer. Nachdruck verboten.

„Du, Schatz, mir ist es gerade, als wären wir wieder auf der Hochzeitsreise, so glücklich, so hoffnungsvoll glücklich fühle ich mich! —"

Die kleine Hand der Sprechenden suchte bei diesen Worten die kräftige Hand eines Mannes, der als Urtyp eines schönen Germanen gelten konnte, unter dem kleinen eisernen Tische, an dem die beiden saßen, und drückte sie herzlich.

„Sind denn die Flitterwochen überhaupt schon bei uns zu Ende gewesen? — Ist es nicht heute noch bei uns wie vor drei Jahren? — Ja, sind wir denn nicht immer glücklicher geworden?" lautete die warme Entgegnung des Forstassessors Hildebrand, während sein strahlender Blick sich in die Augen der jungen Gattin senkte.

Einem raschen Impuls folgend, ganz vergessend, daß sie sich in einem öffentlichen Lokal befanden, wo Hunderte von Augen sie beobachten konnten, machte diese eine Bewegung nach der Seite, um sich an den Gatten anzuschmiegen, aber noch im richtigen Moment hielt sie ein bedeutsamer Blick desselben von ihrem Vorhaben zurück.

„O Gott, ich vergaß ganz, wo wir sind, Lothar!"

„Macht deinem Herzen keine Schande, mein Lieb. Aber hast du denn heute auch schon an unser Kindchen gedacht?"

„Ob ich an Lucie gedacht habe?" klang es etwas vorwurfsvoll zurück. „Aber Schatz, ich denke immer an sie, wo ich auch bin und was ich auch thue, sie ist unsichtbar bei mir, wie mein guter Engel. —"

„Du bist ja selbst ein Engel!" Der leicht vibrierende Ton bei diesen Worten schloß jeden Argwohn, als ob sie eine Phrase sein könnte, unbedingt aus.

„Aber Schatz, du denkst zu gut von mir!" Die zwei Hände unter dem Tische schlossen sich fester in einander.

Lautes, erregtes Sprechen lenkte die Aufmerksamkeit der beiden Glücklichen der vor dem Café — in dessen offener Vorhalle sie saßen — auf und abwandelnden Menschenmenge zu, die schon unruhig wurde, weil die Diva so lange auf sich warten ließ.

„Es kommt mir doch noch immer wie ein Traum vor," begann die junge Frau wieder die Unterhaltung, daß wir in Genf sind, und uns in einem, sich so zu sagen auf der Straße findenden — denn anders kann man diese offene Kolonade doch nicht nennen — Café chantant niedergelassen haben. Und schau' nur dieses Menschengewoge, das den vielleicht sehr zweifelhaften Genuß gratis genießen will."

„Das Drolligste dabei aber ist," meinte der Gatte, „daß in dem nur wenige Schritte von hier entfernten Café ebenfalls Gesangsvorträge stattfinden. Gieb nur acht, wenn hier der Vortrag vorüber ist, zieht das Volk vor das andere Café, um dort zuzuhören und kehrt dann, wenn es hier wieder beginnt, zurück. Es scheint ein lautes oder stilles Uebereinkommen zwischen den beiden Besitzern zu herrschen, daß die sich Produzierenden nicht zu gleicher Zeit auftreten."

„Das Eigentümliche, Fremde übt doch immer einen großen Reiz aus. Ich bin zu gespannt darauf, was ich noch heute alles hier erleben werde. — Und dieser traumhaft schöne Abend! — Sieh nur den Mond — es müssen wundervolle Reflexe auf dem Wasser sein."

„Willst du es vielleicht sehen? — Wir sind ja am Quai und brauchen nur einige Schritte zu gehen —"

„Uns durch dieses Menschengewühl drängen? Nein, ich warte bis wir nach Hause gehen?"

„Wie du willst —"

„Das Gewoge wird immer ärger, aber es scheinen auch viele Fremde darunter zu sein."

„Jetzt war es mir doch gerade, als hätte ich ein bekanntes Gesicht gesehen," rief plötzlich der Assessor.

„Ein Herr? Vielleicht ist dein Freund Galler schon heute angekommen. — Hoffentlich hält er Wort, er hat sich doch für morgen mit uns verabredet. —"

„Nein, der war es nicht, es war eine Dame."

„Eine Dame? — Wer mag das sein? — Vielleicht eine liebe Bekannte von uns. —"

„O, jetzt wieder? — Schau, die kleine, ältere Dame mit dem intelligenten Gesicht —"

„Wo? —"

„Dort! — — Die mit der etwas auffallenden Dame im Sammetkleid geht. — —"

„Ich kenne sie nicht. —"

„Ich — eigentlich auch nicht und doch — ich muß schon mit ihr gesprochen haben, — aber wann — wo? kann ich mich nicht entsinnen."

„Sie sieht auch nach dir und erzählt ihrer Begleiterin etwas."

Der Assessor nahm den Opernzucker vor die Augen und schaute angelegentlich nach der bekannten Unbekannten. Mit einer plötzlichen Bewegung legte er ihn dann wieder, seine Züge wurden immer ernster, eine leichte Blässe bedeckte sein Antlitz.

„Wirklich, ein intelligentes und dabei etwas leidvolles Gesicht," fuhr die junge Frau, die ihren Mann nicht beobachtet hatte, fort, „aber die ganze Erscheinung gefällt mir nicht sehr und die Begleiterin erst gar nicht."

„Laß nur, Wally, wir wollen nicht weiter grübeln — wir brauchen ja keine Gesellschaft."

„Ich grüble in solchem Falle so lange, bis ich es herausbabe — Du nicht? — — — Ist dir nicht wohl?" fügte sie ängstlich hinzu, das bleiche Gesicht ihres Mannes bemerkend.

„Nicht ganz," erwiderte dieser, „ich möchte am liebsten nach Hause gehen —"

„O, wie schade!" klang es bedauerlich zurück, „jetzt kommt gerade die Diva. —"

Lautes Bravorufen begrüßte die beliebte Sängerin, die in großer Toilette auf dem Podium, das auch in der Vorhalle errichtet war und wo sich auch das Piano befand, erschien.

„So wollen wir noch diesen Gesang abwarten", sagte Hildebrandt.

„Ja, nur noch ein ganz klein wenig bleiben wir — natürlich, wenn es dir nicht zu schwer wird?"

„Nein, bleiben wir noch ein wenig."

Der Gesang begann. Wally war ganz Auge und Ohr, bemühte

sich den französischen Text zu verstehen, was ihr aber nicht gelang — sie verstand wohl einzelne Worte, aber keinen Zusammenhang.

„Sich umwendend, wollte sie dies ihrem Manne mitteilen, da sah sie, daß dieser an den Hut griff und grüßte.

„Wen hast du denn soeben gegrüßt," frug sie erstaunt.

„Ich? — Niemand — —" lautete die erschreckte Antwort.

„Aber du hast doch soeben den Hut gelüftet, ich sah es doch ganz deutlich," entgegnete befremdet Frau Hildebrandt. Suchend wandten sich ihre Augen nach der Richtung, die der Gruß genommen hatte. Zwei Damen setzten sich eben nieder: Die bekannte Unbekannte und ihre Begleiterin. — Sie wußte nun, wem der Gruß gegolten hatte.

„Jene Frau hast du gegrüßt! —" fuhr sie erregt fort. „Du bist ein Meineidiger, denn du hast gelogen!"

„Wally!!" Es klang wie ein unterdrückter Aufschrei, das Gesicht des Assessors wurde ernsthaft.

„Gehen wir — ich habe genug! —" Mit diesen rasch ausgestoßenen Worten erhob sich die junge Frau, warf das Mantelet, das auf der Stuhllehne hing, mit einer raschen Bewegung um ihre Schultern, um ja die Hülfe ihres Gatten nicht annehmen zu müssen und wandte sich zum Gehen.

Laute und leise Bemerkungen der Zunächstsitzenden über diese dreiste Störung folgten den sich Entfernenden.

„Wollen wir nicht einen Spaziergang am Quai entlang machen?" frug Hildebrandt und fügte dann hinzu: „Es wäre vielleicht gut wenn wir nicht gleich nach Hause gingen. Du wolltest ja auch den Reflex des Mondes gern sehen. —"

„Für mich ist es von nun an tiefe Nacht, auch wenn Sonne und Mond ihr hellstes Licht ausstrahlen —" lautete die finstere Erwiderung. „Nach Hause — nur dahin, wo mich vier Wände umschließen."

Er schlug die Richtung nach dem Hotel ein, — wortlos kamen sie dort an, traten sie in ihr Zimmer. Frau Hildebrandt warf sich auf einen Stuhl, weinte und schluchzte zum Erbarmen, und er, der Gatte, saß in einem Sessel und starrte mit trostlosem Blick ins Leere. Nach einer Weile, als sie ruhiger geworden war, trat er zu ihr und sprach: „Wally, willst du mich anhören?"

„Damit ich eine neue Lüge zu hören bekomme?" entgegnete diese, während Flammen aus ihren blauen Augen sprühten.

„Wally!!" seine Hand umspannte ihr zartes Handgelenk.

„Hast du etwa nicht gelogen? — — Und haben wir es uns nicht am ersten Tag unsrer Ehe zugeschworen, daß wir stets, auch wenn es uns schwer würde, wahr und offen gegen einander sein wollten und die Lüge wie die Pest meiden? — Hast du nicht deinen Schwur gebrochen?"

Die Hand des so schwer Angeschuldigten löste sich, er ging zum Fenster und stöhnte laut auf. Nach kurzer Zeit trat er wieder zu seiner Frau und sprach: „Hast du mich jemals unwahr befunden in unserer dreijährigen Ehe?"

„Und heute abend?" lautete die Gegenfrage.

„Heute Abend — ja. —"

„Und wer ist jene Frau, die dich deinem Schwur untreu machte?"

„Das kann ich dir nicht sagen — eine Beziehung vor meiner Hochzeit," erwiderte er finster.

„Eine neue Entdeckung — ich glaubte, deine sämtlichen Herzensangelegenheiten zu kennen und nun . . ."

„Es ist keine Herzensgelegenheit," unterbrach er sie.

„Keine Herzensangelegenheit! — — — — Ja, was ist es denn sonst?" Starres Entsetzen malte sich in den Zügen der jungen Frau.

„Frage mich nicht, Wally — ich kann es dir nicht sagen."

„Du kannst es mir nicht sagen?!" Und sich dicht vor ihn hinstellend: „Bist du ein Verbrecher?"

„Kein Verbrecher, aber in diesem Moment ein tief Unglücklicher."

Da regte sich das Weib in ihr.

„Jedes Unglück will ich mit dir tragen, auch das Ungeheuerlichste. Komm, erzähle mir alles, ich bin darauf gefaßt, Schreckliches zu hören."

Sie ergriff seine Hand und zog ihn nach dem Sofa.

„Wally, verlange es nicht—" bat er. „Du mußt darunter leiden."

„Und werde ich so nicht auch leiden? — Würde dieses Geheimnis nicht wie ein finsterer Schatten sich zwischen dich und mich drängen, mich immer mehr von dir entfernend? Lieber will ich jetzt leiden, schwer leiden, aber dann wieder froh und glücklich sein mit Dir!"

„Ich kann dir's doch nicht sagen!" Ein tiefer Seufzer begleitete diese Worte.

„Sag mir's nur —" bat sie, wie begütigend, mit ihrer weichen Hand ihm das wirre Haar streichelnd. „Denke, ich wäre dein Mütterchen, dem du eine Beichte abzulegen hättest. Ich gebe dir im voraus Absolution. —"

„Du giebst mir im voraus Absolution?!" rief der Assessor rasch. „Schwöre mir das! —"

Ihr wurde etwas bange, doch sie hob die Hand zum Schwur und sagte feierlich; „Ich schwöre! —"

Er nahm sie in seinen Arm, als wollte er sie schützen vor dem, was sie jetzt zu hören bekommen würde.

„Sei stark, Wally —" bat er, sie fest umschließend.

„Nur zu — es wird gewiß nicht so schlimm sein!" ermutigte sie ihn. „Wer ist jene Frau?"

„Eine Dame aus Berlin, bei der ich einmal einige Tage in Pension war."

„Das hättest du doch gleich sagen können. Freilich, ich hätte mich dann doch gewundert, daß du nicht bei deiner Schwester abgestiegen warst."

„Ein Freund hatte mich dahin gebracht."

„Nur weiter!"

„Jene Frau ist . . ."

„Ist?"

„Eine Heiratsvermittlerin."

„Eine Heiratsvermittlerin — — pfui! — Gott sei Dank, daß uns nur die Liebe zusammengeführt! Aber was hattest du bei einer Heiratsvermittlerin zu suchen?"

„Wally, nun höre mich ruhig an, bis ich zu Ende bin."

„Ich höre ja —"

„Du kennst die schweren sozialen Verhältnisse unserer Zeit unter denen die jungen Beamten schwer leiden, die dem Manne, wenn er seine Frau von seinem Gehalt ernähren will, erst zu heiraten erlauben, wenn er seine besten Jahre hinter sich hat. Ich z. B. habe die höhere Forstkarriere studiert, bin nun fünfunddreißig Jahre alt und muß mindestens noch sieben Jahre warten, bis ich eine Oberförsterstelle bekomme. Auf diese Zwischenstellen, wie Feldmesser usw., kann man keine Frau nehmen . . .

„Allerdings nicht —"

„Und den meisten Männern ergeht es doch so, daß sie sich, wenn sie in die Dreißig kommen, nach einem lieben Weib und einem Heim sehnen. So erging es auch mir — ich sehnte mich förmlich darnach, ein liebes Frauchen heimzuführen. Sie mußte leider Geld haben, da ich keins besitze. Er hoffte auf irgend ein Wort von ihr, aber sie schwieg und er fort fort:

„Da ging ich zu jener Heiratsvermittlerin —"

„Das hätte ich dir freilich nicht zugetraut —" Noch immer sprach sie ruhig — hatte sie denn noch gar keine Ahnung davon, was nun kommen würde?

„Sie schlug mir viele junge Damen vor —"

„Wie eine Ware, die man zum Verkauf anbietet!" Ihre Stimme klang grollend. Es ist abscheulich! — Ach, ich schenke dir das Weitere, es kann ja doch nur auf eine Gemeinheit herauskommen! — — Du kannst von Glück sagen, daß du nicht hineingefallen bist und eine Frau fandest, die du aus Liebe heiraten konntest. Deswegen brauchtest du wahrlich nicht die Unwahrheit zu sagen und hätten wir uns den schönen Abend nicht verdorben."

Fortsetzung folgt.

Mit dem Bajonett niedergemacht.

Ein Blatt aus der Besitzergreifung Madagaskars.

Der Abgeordnete und ehemalige Flottenarzt Dr. Paul Vigne d' Octon erzählt in der letzten Nummer der „Revue des Revues" einen Abschnitt aus der Geschichte der französischen Besitzergreifung Madagaskars, der weitere Verbreitung verdient. General Gallieni hatte im Innern vollkommene Ruhe hergestellt. Als die Unterwerfung der Hovas vollendet war, suchte er für seinen Generalstabschef, Major Gerard, eine Gelegenheit, sich Beförderung und Auszeichnung zu holen. Er fand nichts Bequemeres, als daß er ihn nach dem Westen, in den Betsirebezirk, schickte, um sich der Botmäßigkeit der Sakalaven zu versichern. Major Gerard befehligte 1000 Mann Truppen und preßte unterwegs 10,000 Eingeborene zum natürlich unentgeltlichen Trägerdienst. Dieser Frau wurden alle Einwohner unterworfen, die man antraf: wohlhabende Gutsbesitzer, seßhafte Handwerker, Lehrer, Priester ebenso wie Arbeiter und Bauern. Der Anstrengungen ungewohnt, schlecht genährt, starben diese Stegreisträger wie die Fliegen, und zweitausend Leichen der Unglücklichen bezeichneten die Spur der Gerardschen Truppe. Das Kanonenboot „La Surprise" erwartete an der Mündung des Thiribihinesflusses die Ankunft des Zuges. Der Leutnant Blot begab sich mit Herrn Samat, dem Beamten der Messagerie-Dampferlinie, der seit langen Jahren dort lebt, nach dem Hauptort des Bezirks Ambika, um den Häuptling der Sakalaven, den „König" Touere, vom nahen Erscheinen des Majors Gerard zu benachrichtigen. Herr Samat war mit dem König Touere durch den auch in Afrika unter den Negern vielfach geübten Brauch der „Blutbrüderschaft" verbunden. Touere empfing seinen Blutsbruder auf das herzlichste und veranstaltete ihm, dem Leutnant Blot, seinen Matrosen, Trägern und eingeborenen Dienern, ein Fest. Er verabredete mit seinen Gästen, daß er dem Major Gerard einen triumphähnlichen Empfang bereiten werde, und berief alle angesehenen Leute des Bezirks nach Ambika. Sie kamen auch mit ihren Bannerträgern und zahlreichen Musikern. Am Morgen des 29. August (1897) erfuhren Herr Samat und Blot, daß die französische Truppe nur zwei Wegstunden entfernt sei, und begaben sich nach dem Lager. Da sie noch denselben Tag nach Ambika zurückzukehren gedachten, ließen sie ihre Diener, Träger, Gepäck und kleine Einrichtung zurück. Sie befanden sich alsbald vor Major Gerard und meldeten ihm die ausgezeichnete Gesinnung der Gegend. Der Major that, als hätte er nicht verstanden, und kündigte dem Leutnant an, er werde am folgenden Tage mit seinen Leuten am Angriffe teilzunehmen haben. Blot und Samat erhoben lauten Einspruch, denn sie glaubten, es walte ein Mißverständnis ob. Da wiederholte der Major seinen Befehl in einem Tone, der keine Widerrede oblieg. Er stellte überdies den Schiffahrtbeamten und den Schiffleutnant im Lager unter Bewachung, um sie zu verhindern, nach der Stadt zurückzukehren und die Bevölkerung zu warnen. Gleich darauf traf König Touere selbst ein und bat um die Erlaubnis, seine Aufwartung zu machen. Gerard weigerte sich, ihn zu empfangen, und ließ ihm sagen: „Ich werde meine Befehle selbst noch dem Hauptort bringen!" Das Folgende sei in den Worten des Dr. P. Vigne selbst wiedergegeben:

„Mitten in der Nacht setzten die Truppen sich in Bewegung. Sie gelangten unbemerkt durch die Wälder und Schonungen, die Ambrika umgeben, und nahmen schweigend ihre Aufstellung um die Stadt. Bei Tagesanbruch drang man von sechs Seiten zugleich in die schlafende Stadt, die Senegalschützen brachen tobend in die Häuser ein, und das Gemetzel begann. Die überrumpelte, ahnungslose und gänzlich widerstandsunfähige Bevölkerung wurde samt und sonders mit dem Bajonett niedergemacht. Diejenigen, die nicht sofort abgeschlachtet worden waren, suchten während einer vollen Stunde zu fliehen. Von den schwarzen Soldaten verfolgt, sah man sie blutüberströmt wie wahnsinnig hin- und herlaufen, immer wieder erreicht und verwundet, über die Leichen ihrer Nachbarn strauchelnd oder in die Klingen der Reserven rennend, die an allen Straßenausgängen lauerten. König Touere, die angesehenen Gäste, alle Ortsbewohner fielen unter den Mordstreichen der Senegalschützen. Es war diesen befohlen worden, nur die Männer zu schlachten, aber niemand hielt sie zurück, und trunken vom Blutgeruch verschonten sie auch nicht eine Frau, nicht ein Kind. Die Diener und Träger des Herrn Samat wurden von den Einwohnern nicht unterschieden und teilten ihr Los. Als es voller Tag geworden war, da war die Stadt ein einziger gräßlicher Schindanger. Einige der Franzosen fühlten vor Scham ihr Herz still stehen. Das waren die Seeleute der „Surprise," die gegen ihren Willen an der meuchlerischen Ermordung ihrer Wirte vom Tage vorher hatten teilnehmen müssen, und einige Offiziere und Soldaten der Truppe, die trotz ihrer Gewohnheit blutiger Thaten der ihnen zugemuteten Rolle nicht gewachsen waren. Die Trompeten bliesen zur Sammlung; nicht ein Mann fehlte. Man ruhte, aß und sang vergnügt. Ein roter Schlamm bedeckte den Boden. Es war das Blut von 5000 (!) Opfern. Als der Abend dunkelte, drangen unter Leichenhaufen schwache ächzende Klagelaute weniger Verwundeten hervor, die man nicht ganz getötet hatte. Ein Franzose erbat sich die Erlaubnis, den noch Lebenden Hülfe zu leisten. Sie wurde ihm verweigert, und die letzten Ueberlebenden starben in der Nacht. Der amtliche Bericht verschleierte die Zahl der Opfer. Das „Amtsblatt sagte nur: „König Touere, sein Minister und zwei Häuptlinge wurden im Kampfe getötet: 500 Gefangene fielen in unsere Gewalt." Die Wahrheit ist, daß auch nicht ein Eingeborener dem Gemetzel lebend entrann . . . Man wollte das Schweigen der europäischen Zeugen der Schlächterei erkaufen. Herr Samat erhielt das Kreuz der Ehrenlegion. Auf die Offiziere und Unteroffiziere Gerards regnete es Orden, Ehrenzeichen, Beförderungen. Major Gerard selbst stieg zum Range eines Oberstleutnants auf."

Dieser Darstellung auch nur ein Wort hinzuzufügen, ist überflüssig. Jede Erläuterung würde sie nur abschwächen.

Allerlei.

(Von einem kugelfesten Gewebe) berichtet „Textile World" in einer ihrer letzten Nummern. Der Erfinder desselben soll ein in Chicago lebender Ausländer, Kasimir Zeglen, sein. Die Sache hat insofern eine gewisse praktische Bedeutung, als nach Angabe des genannten Blattes die Polizeiverwaltung von Chicago dieses Gewebe zur Ausstattung ihrer Beamten bei besonders gefährlichen Missionen eingeführt hat. Das Gewebe wurde vorher in Gegenwart von Mitgliedern der Polizei-Verwaltung und von Offizieren der Armee einer eingehenden Prüfung unterworfen, wobei sich herausstellte, daß eine Stahlkugel aus einem Krag-Jorgensen-Gewehr, die unter günstigen Bedingungen eine schwache Panzerplatte zu durchschlagen vermag, aus einer Entfernung von 400 Yard (364 Meter) geschossen, nicht imstande war, das Gewebe zu durchschlagen, sondern einen noch nicht $^1/_{16}$ Zoll tiefen Riß verursachte. Wird die Stoffscheibe vor einem harten Gegenstand placiert, so schlägt sich die darauf geschossene Kugel platt und hinterläßt einen schwachen Eindruck in der harten Unterlage, ohne jedoch das Gewebe zu durchbohren. Bei Verwendung einer weichen Unterlage wird die Kugel naturgemäß nicht platt geschlagen, sie hat aber auch ebenso wenig Einfluß auf die Stoffscheibe. Bei einer Distanz von 350 Yard (320 Meter) blieb die Kugel im Gewebe stecken, hätte jedoch, um den Träger zu verletzen, noch weitere $2^1/_2$ Zoll durchschlagen müssen. Auf 270 Meter drang das Stahlgeschoß tiefer in das Gewebe ein, bei 230 Meter durchschlug es mehr als die Hälfte desselben, während durch einen Schuß aus 180 Meter Entfernung der Stoff bis $^1/_{16}$ Zoll durchschlagen wurde. Das Projektil des Krag-Jorgensen-Gewehres soll eine Geschwindigkeit von 2100 Fuß pro Sekunde besitzen und im Stande sein, einen Mann auf 2 engl. Meilen Entfernung zu töten. Selbstverständlich kann der Stoff in der zu diesen Proben verwendeten Stärke nur als Schild oder Schutzwehr dienen, würde aber nach Ansicht der Offiziere in dieser Form eine wertvolle Ausstattung einer Armee im Felde darstellen. Gegenüber schwächeren Feuerwaffen, wie sie für den Dienst eines Sicherheitsbeamten in Betracht kommen, würde ein wesentlich schwächeres Gewebe genügen. Das Gewebe liegt nach Aussage des Erfinders in der Webart und dem Material, welch' letzteres in der Hauptsache aus Seide besteht.

(Was alles an eine Zeitungs-Redaktion eingesandt wird) lehrt u. A. folgender Brief, den wir im Wortlaute veröffentlichen:

Oppelsdorf, 25. Febr. 1900.

Einer Geehrten Redaktion teilt Unterzeichneter mit:

I. Zu Ausnutzung der Jagdpatronen geht ausgezeigned wenn Löcher eingeschlagen werden — zu Knöpfe.

II. Man thue Kimmel Anus Venus in Brod nehmen etwas mehr weißes Mehl und packe es selbst gemachte Säuere Hopfen Gerste Pfeffer Salz warm gestellt zu der Hefen, auch schone man Furin und Fett nicht beim Backen ersetz die Milch oder Butter.

III. Man koche viel Hülzenfrüchte Reis in der Milch und Rosienen Zimmtschahlen. Hierse Grütze doch versäume nicht im Frühjahr Grühn.